

**Wolfgang Ruge: Berlin –
Moskau – Sosswa. Stationen einer
Emigration, Pahl-Rugenstein Bonn
2003, 452 S. (29,00 €)**

Wer durch geschichtswissenschaftliche Publikationen zur Weimarer Republik und außerdem durch Radikalkritik an Partei und Staat der Sowjetunion bekannt geworden ist, wäre wohl imstande, in seine Memoiren auch analytisch-theoretische Gedanken aufzunehmen: Erörterungen zu jenem politischen System, das unter den Begriffen »Stalinismus« und »Poststalinismus« noch immer hart debattiert wird. Sehr zu Recht aber hat Ruge sich diesmal für eine narrative Darstellungsweise entschieden, die an Grimmelshausen denken läßt. Simplicissimus, der autobiographische Erzähler, wird am Vorabend der »Großen Sozialistischen Oktoberrevolution« geboren, was für ihn symbolische Bedeutung hat. So wächst er in einer Berliner Lehrerfamilie auf, deren Denken und Tun in der Überzeugung gründet, daß »ex oriente lux« seit 1917 eine ganz und gar eindeutige Tatsache ist: Lenin, die Bolschewiki, schließlich auch Stalin gelten als Führer eines Volkes von Arbeitern und Bauern, die unter dem Roten Stern für die Erneuerung Rußlands, sogar der Menschheit angetreten scheinen.

Was Wunder, wenn der sechzehnjährige Jungkommunist nach Machtergreifung der Hitlerfaschisten über Skandinavien in die Sowjetunion emigriert – mit ihm sein Bruder Walter, wenig später die Mutter, der Vater. Es ist leicht vorstellbar, mit welcher hohen Erwartungen er sich in erste Begegnungen und Erfahrungen begibt, die aber seine Sowjetgläubigkeit erschüttern. Zum Beispiel schon am Tag der Ankunft in Leningrad, wo die Werktätigen ärmlich, in abgerissener Kleidung vorüberhasten und er mit Befremden sehen muß, wie dem einen ein Stückchen Zucker auf die regennasse Straße fällt, ein anderer sich eilig bückt und die verschmutzte Beute in den Mund steckt. Hier ist kein Land, wo Milch und Honig fließen. Zum Beispiel dann in Moskau, wo er beengt lebt und allzu bald in die tödliche Sphäre der »Tschiska«, der sogenannten Parteireinigung gerät, in der ihm befreundete

und wertvolle Menschen spurlos verschwinden. Und schon beginnen die denkwürdigen Zufälle, die ihn selbst wiederholt vor Verhaftung und Auslöschung bewahren: Hätte er nicht beschlossen, sich ganz dem Exilland zu widmen, durch Sprache und Lebensweise ein »Russe zu werden«, so würde er unter deutschen Emigranten gelebt haben und zusammen mit ihnen den Fängen der Staatspolizei verfallen sein. Es ist die Zeit des Attentats gegen Kirow, der beginnenden Schauprozesse, in denen die Genossen der Großen Revolution als Staatsfeinde entehrt und abgeurteilt werden.

Die mörderischen Folgen entfremden einen jeden der Familie. Der Vater wird an die Nazis ausgeliefert. Die Mutter, Mitarbeiterin der Kommunistischen Internationale, entkommt nur durch verdeckte Begünstigung in die westlichen Länder. Der Bruder wird inhaftiert, in die Eiswüsten des hohen Nordens verbracht. Nach Schilderung weniger Jahre der Desillusionierung beginnt der Erzähler, von seiner simplizianischen Schreibweise abzurücken und zu kommentieren: »Statt Freiheit gab es nur Menschenjagden, statt Glück – Denunziationen, statt Wohlstand – Elend.« Der junge Mann hat auf seinen »Vaterlands der Werktätigen« den deutschen Faschismus überwinden wollen – und will es noch immer. Wie sehr aber muß ihn der Stalin-Hitler-Pakt von 1939 schockieren. Keine zwei Jahre später dann der faschistische Überfall und Angriffskrieg, der alle in Rußland lebenden Deutschen, ob Emigranten oder deutschstämmige Sowjetbürger mitsamt ihren Angehörigen, in den Verdacht der Spionage, der Kollaboration, der Feindschaft gegen die Sowjetunion bringt. Der Erzähler und seine russische Frau werden in die Viehwagen eines der vielen Sammeltransporte gepfercht und nach Kasachstan gekarrt.

Damit beginnt eine Verbannung für die ihm noch unbekanntes Dauer von vierzehn Jahren. Der Mann verliert seine eheliche Gefährtin, wird weiter nach Norden, als Holzfäller in die westsibirische Taiga verschleppt. Was »Gulag«, von stalinistischen Bürokraten und Menschenschindern als »Arbeitsarmee« schöngefärbt, im sowjet-russischen Alltag bedeutet, wird in diesen Memoiren auf ergreifende Weise beschrieben. Es ist fast ein Wunder, wie der Geschehenszeuge unter Unzähligen, die

durch Hunger, Krankheiten, Unfälle, sogar Hinrichtung zugrunde gehen, überleben kann: vornehmlich dank hellwacher Intelligenz, die ihn schwierige Situationen wieder und wieder bestehen läßt. Das ist Lebenswille, der aus Geistigem kommt – bloße Körperkraft, sture Ausdauer reichen da nicht. Und nun finden nicht wenige der Verbannten und der anonym verscharrten Toten in den Zeilen dieses Erinnerers ein spätes Gedenken, ein Grabmal.

Je länger, desto mehr kommen gedankliche Reflexionen auf. Der Verfasser schreibt im Stil der Umgangssprache, sehr anschaulich und durchaus nicht mit der Feder des Hasses. Wer diesen Lebensbericht auf sich wirken läßt, müßte unweigerlich zu der Einsicht gelangen, daß ein derart politisches System wohl die deutschen Angriffskrieger besiegen konnte, als Entwicklungsform für eine humane Gesellschaft hingegen verdorben war. Des Alltags beweiskräftige Tatsachen sind hier in Fülle ausgebreitet. Während den Verbannten nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges die Rehabilitation und die Heimführung verweigert werden, so daß Verzweiflung und Suizidrate steigen, verschärft der Erinnerer – längst nicht mehr Simplizissimus – seine kritische Haltung: »Zum ersten Mal erfassen mich Zweifel an der Machbarkeit des kommunistischen Ideals. Mögen die Wegbereiter des Humanismus daran glauben – die hirnverbrannten Politiker zerstören noch die allerletzte Illusion!« Wenn es noch eines Beweises bedürfte: Am 26. November 1948 erläßt der Ministerrat der UdSSR einen Gesetzestext, wonach »Deutsche, die während des Großen Vaterländischen Krieges in entfernte Gebiete der Sowjetunion ausgesiedelt worden sind, mit zwanzig Jahren Zwangsarbeit bestraft werden, falls sie sich ohne Erlaubnis aus dem ihnen zugewiesenen Siedlungsraum entfernen«. Zwangsarbeit bedeutet Leben in Ketten. Wer da nur fragt, aufgrund welcher Schuld die nun »auf ewig« dekretierte Verbannung verhängt wird, gilt prompt als »Stimme des Klassenfeindes«. Politischer Zynismus par excellence! Doch Kuriosität der Historie: Es ist der BRD-Kanzler Adenauer, der in den fünfziger Jahren die Rückführung deutscher Kriegsgefangener durchsetzt und dadurch mittelbar auch die Befreiung politischer Emigranten bewirkt. 1956 kehrt der einstige Jungkommunist – ein na-

hezu Vierzigjähriger – nach Deutschland zurück.

Ruge wählte seinen freiwilligen und dauernen Aufenthalt in der DDR. Er war der erste Historiker, der an der Akademie der Wissenschaften zum Professor ernannt wurde. Seine Freunde wußten von seiner schweren Vergangenheit. Jedoch in der Öffentlichkeit wurde das Thema »Gulag« verheimlicht. Das hat der Rezensent selbst erfahren: In einer Laudatio auf Wolfgang Ruge, die im Journal »Eulenspiegel« veröffentlicht wurde (Nr. 23, Jg. 1988), strich die Zensur den sehr moderaten Hinweis: »verwiesen hinter den Ural«. Die Adepten des witzigen Urvaters, den wir alle doch mit dem Spiegel der Kritik in der Hand verbildlicht wissen, unterdrückten die Wahrheit, so daß ich dem verstümmelten Text meinen Namen verweigern mußte. Ruge selbst schwieg coram publico über seine sowjetische Zeit, engagierte sich aber mit Rückgriff auf seine »verblichenen Jugendideale«: »Den Schatten dieser Ideale nahm ich zum Anlaß, mich selbst zu überzeugen, daß ich helfen wollte, den Sozialismus in der DDR zu errichten.« Lenin war ihm der unbestrittene Führer einer wirklich Großen Revolution; den Staatsverbrecher Stalin berührte er nicht. Erst das Ende der DDR hat dem politischen Bewußtseinsstrom, der in Ruge aufgestaut war, die Schleusen geöffnet. Bereits im Frühjahr 1990 überraschte er mit der weithin Entrüstung hervorrufenden, aber prinzipiell richtigen These: »Lenin gab Stalin die Knute in die Hand.«

Es kann nicht ausbleiben, daß Ruges frühere und heutige Texte miteinander verglichen werden. Seine »Wende« zum öffentlichen Radikalkritiker hat tatsächlich stattgefunden, und ein erklärender Schlüssel zum Verständnis seines vorhergehenden Lebens scheint mir in den Memoiren enthalten zu sein. Ein Biologe würde sagen: »Variabilität« ist die Eigenschaft alles Lebendigen. Der politische Mensch – nicht ohne Moral – spricht hier von »Anpassung«. So der Verfasser selbst in der »Vorbemerkung«: Aus seiner Jugendzeit komme ein »Prozess der Angepasstheit« – ohne den er nicht überlebt hätte. Wer wollte das kritisieren? Es ist denkbar, daß aus dem Jungkommunisten auch ein Oppositioneller, ein Widerständler gegen den Stalinismus hätte werden können. Doch niemand würde wohl jemals er-

fahren haben, ob dann in Moskau, Kasachstan oder Sosswa ein Märtyrer, vielleicht gar ein Held zugrunde ging.

HELMUT BOCK

Albert Scharenberg,
Oliver Schmitke (Hrsg.):
Das Ende der Politik?
Globalisierung und der
Strukturwandel des Politischen,
Verlag Westfälisches Dampfboot
Münster 2003, 383 S. (24,80 €)

Dass mit zunehmender Macht der Akteure der neoliberalen Globalisierung nationale Regierungen an Einflussmöglichkeiten und daher auch Bürgerinnen und Bürger an demokratischer Teilhabemöglichkeit einbüßen, gehört ebenso zu den Grundlagen der Globalisierungskritik wie die Debatte über mögliche Gegenstrategien gegen die von Birgit Mahnkopf kürzlich so schön betitelt »Zwangs-Amerikanisierung«. Dass diese derzeit ohne ernstzunehmenden Gegenspieler stetig fortschreitet, können nur Revolutionsromantiker in Zweifel ziehen. Die sozialdemokratische Führung nicht nur in Deutschland hat aus dieser Analyse den Schluss gezogen, dass nur die Anpassung an den Neoliberalismus noch Restbestände politischen Einflusses retten könne.

Wer diese Strategie, weil anti-emanzipatorisch, nicht teilen mag, sollte Macht- und Interessenverhältnisse ebenso gründlich analysieren wie über Alternativen reflektieren. »Auch wenn die Übermacht der neoliberalen und reaktionären Kräfte immer wieder deutlich wird, leben wir in spannenden Zeiten. (...) es scheint wieder möglich, grundlegende Kritik an den Verhältnissen zu üben« (Ulrich Brand, S. 375).

Dazu leistet das von Albert Scharenberg und Oliver Schmitke herausgegebene Buch wichtige Beiträge. Das erste Kapitel (»Globalisierung und Transnationalisierung«) wird von Scharenberg mit einer Untersuchung über die aus der Globalisierung folgende soziale Ungleichheit eingeleitet. Zunehmende Spaltungen ergeben sich nicht nur für die Weltgesell-

schaft (»Zentrum und Peripherie«), sondern auch in den »Siegerländern« des »Nordens«, vor allem in den USA. Für Deutschland bezieht sich Scharenberg auf den ersten Armuts- und Reichtumsbericht der rot-grünen Bundesregierung.¹ Im Ergebnis ist auch für Deutschland von einer Zunahme der sozialen Spaltung auszugehen.

Moralische Entrüstung über obszöne Managergehälter könnte verdecken, dass zunehmende soziale Ungleichheit eine logische Folge der Machtanhäufung des akkumulierten Kapitals darstellt.

Ebenfalls mit einem Dokument deutscher Politik setzt sich der Berliner Ökonom Kurt Hübner auseinander, der »Polemische Anmerkungen zur Enquete-Kommission Globalisierung der Weltwirtschaft« formuliert. Vor allem die Empfehlung der Kommissionsmehrheit zur Einführung einer Tobin-Tax trifft auf Hübners Kritik. Er hält die Devisentransaktionssteuer für kein geeignetes Mittel zur Eindämmung spekulativer Kapitalströme.²

Ergänzt wird dieses Kapitel durch zwei feministische Beiträge von Suzanne Bergeron und Birgit Sauer.

Unter der Überschrift »Globalisierung und die ›Grenzen‹ des Politischen« findet sich ein äußerst lesenswerter demokratiekritischer Essay des bekannten Bürgerrechtlers Wolf-Dieter Narr (Die Verfassung der Globalisierung). Überzeugend seine Ist-Analyse der liberalen Demokratie im globalisierten Kapitalismus: sie »funktioniert nicht«. (S.155) Tendenziell schon immer zu beobachten, erfahre die Ausrichtung der Politik an den Interessen des Kapitals durch die Globalisierung neue Dimensionen und entkoppelte sich völlig von der Legitimierung von Wählerinnen und Wählern. Demokratie, so Narr weiter, könne nur in überschaubaren Räumen funktionieren. Das müssen nicht die Nationalstaaten sein, wie auch Oliver Schmitke anschließend darlegt.

Dass die Europäische Union nicht umstandslos als Rettungsanker gesehen werden könne, meint Susanne Schunter-Kleemann (Bremen). Sie sieht Gefahren durch undurchschaubare (»männerbündlerische«) horizontale und vertikale Verflechtungen und die viel beklagte mangelnde Gewaltenteilung in der europäischen Politik. Dass andererseits die EU als potenzieller Gegenspieler zu den USA

gesehen wird und vielfach zum Vorbild regionaler Zusammenschlüsse dient, greifen der Münsteraner Soziologe Reinhart Köbler und Hening Melber (Uppsala) auf. Sie untersuchen »Afrikanische Kooperation im Zeichen der Globalisierung« und kommen, wenig überraschend, zu ernüchternden Ergebnissen.

Dem Slogan vom globalen Denken und lokalen Handeln trägt das 3. Kapitel Rechnung, in dem drei Beiträge diesen Zusammenhang untersuchen. Mit Blick auf die USA zeigt Peter Marcuse (New York), wie der 11. September 2001 von politischen und ökonomischen Machteliten zur Machterweiterung genutzt wurde. Roger Keil und Neil Brenner entwerfen ebenso wie die Berliner Politikwissenschaftlerin Margit Meyer Szenarien von Städten als Orten sozialer Kämpfe, die zunehmend unter globalen Aspekten zu sehen seien.

Im vierten Kapitel wird realen und potenziellen Bewegungen gegen die Entpolitisierung nachgegangen. Sabine Lang (Washington) hofft auf das Internet »die ›Wild Card‹ globaler Öffentlichkeit.« Das Internet berge ein großes Potenzial für die Kommunikation von Protest.

Ernsthafter dürfte die von Thomas Greven (Berlin) empirisch behandelte transnationale Gewerkschaftspolitik sein. Ausgehend von der Analyse der die Gewerkschaften in die Defensive treibenden Faktoren, setzt Greven auf transnationale Kampagnen als Lernorte für die gewerkschaftliche Basis.

Dass solche Lernstrategien nicht nur für Gewerkschaften, sondern für die gesamte Linke erforderlich seien, meint im abschließenden, das Thema nochmals umfassend theoretisch aufgreifenden Beitrag Ulrich Brand (Kassel).

Das Buch kann, wenngleich nicht allen Beiträgen uneingeschränkt gefolgt werden kann, allen globalisierungsinteressierten Leserinnen und Lesern mit Vorinformationen zum Thema empfohlen werden.

FRIEDHELM WOLSKI-PRENGER

1 Gerechterweise muss gesagt werden, dass Rot-Grün mit der Armuts- und Reichtumsberichterstattung einer langjährigen Forderung aus der Sozialbewegung nachkam; dass insbesondere mit »Hartz IV« die Verarmung Langzeitarbeitsloser verschärft wird, steht auf einem anderen Blatt

2 Der Rezensent erlaubt sich darauf hinzuweisen, dass der über die Bundeszentrale für politische Bildung (www.bpb.de) kostengünstig zu beziehende Schlussbericht der Enquete-Kommission eine wahre Fundgrube an Material zur Globalisierung bietet.

Massimiliano Andretta,
Donatella della Porta,
Lorenzo Mosca, Herbert Reiter:
No Global – New Global.
Identität und Strategien
der Antiglobalisierungsbewegung,
Campus Verlag Frankfurt/M. und
New York 2003, 243 S. (19,90 €)

Daß sich die Politik mit einem neuartigen sozialen Phänomen befassen muß, besagt noch nicht viel. Ein sicheres Anzeichen dafür, daß dieses ernstgenommen werden muß, ist jedoch noch immer, wenn es zum Untersuchungsgegenstand der Sozialwissenschaft wird. Auch die globalisierungskritische »Bewegung der Bewegungen«, die in ihrer Formierung als transnationaler kollektiver Akteur faktisch die Kehrseite der Internationalisierung von Politik und Wirtschaft darstellt, hat es inzwischen geschafft, die höheren Weihen sozialwissenschaftlicher Aufmerksamkeit zu erlangen – und das nicht nur im großen, ganzen und allgemeinen, sondern auch bezogen auf einzelne Ereignisse, wie die Proteste von Seattle, Prag, Göteborg, Genua und anderenorts.

Den Autoren des vorliegenden Bandes geht es genau um die Analyse eines solchen Einzelereignisses, nämlich darum, »mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Instrumente die Aktionen und den Diskurs der Organisationen, der Männer und Frauen, die das Ereignis Genua ›gemacht‹ haben, zu rekonstruieren« (S. 37). Auf mehr als 200 Seiten befassen sie sich tiefgründig und detailliert mit der Organisation des Protests (Kapitel 1), mit der Identität einer globalen Bewegung (Kapitel 2), mit Protest und öffentlicher Ordnung (Kapitel 3), mit der nachträglichen Interpretation der Ereignisse durch die politischen Parteien (Kapitel 4) und schließlich mit dem Zusammenhang von globaler Bewegung und Demokratie (Kapitel 5).

Sicherlich ist es den Autoren gelungen, wertvolles Material zu sammeln und aufzubereiten – für kommende Scharen von Diplomanden und Doktoranden zum Thema »neue soziale Bewegungen« wird dieses Buch sicherlich eine Standardreferenz darstellen –, aber wirklich überraschend Neues hat es für

den interessierten Laien (an den es sich auch gar nicht wendet) nicht zu bieten.

Daß die Protestierer eher im jugendlichen Alter sind, daß sie mehrheitlich Gewalt ablehnen, aber sie nicht völlig ausschließen, daß sie unterschiedliche Meinungen nicht unbedingt als etwas Trennendes ansehen, sondern oft als Bereicherung empfinden, daß ihre Organisationen flache Hierarchien haben und sich die Mitglieder gern des Internets bedienen – dieses alles wird im vorliegenden Buch weniger ›entdeckt‹ als vielmehr ›bestätigt‹ und vor allem am Beispiel Genua dokumentiert. Auch die Ratlosigkeit etablierter Parteien gegenüber der »Bewegung der Bewegungen« und die verhängnisvolle Tendenz der ›Ordnungshüter‹ zur gewaltsamen Überreaktion sind durch die Medien längst nicht nur in die Wohnstuben, sondern auch in die Hinterzimmer und bis zu den Stammtischen vorgedrungen und haben dort sowohl Sympathien ausgelöst als auch Ängste geschürt.

Was nun die zu erwartenden sozio-politischen Wirkungen der Proteste durch Bewegungen, die jenseits von Parteipolitik und repräsentativer Demokratie stehen, angeht, so zeigen sich die Autoren am Ende allerdings erstaunlich rat- und visionslos. »Wenn die Suche nach neuen Formen der Demokratie ... mit einem wachsenden Bedürfnis nach Partizipation zusammenklingt (auch weil es immer weniger durch die politischen Parteien erfüllt wird), so bleibt das Problem der Kanalisierung der Forderungen der Bewegung in die Agenda der Institutionen offen« (S. 212) – was will der Sozialwissenschaftler dem geneigten Leser damit wohl sagen? Daß am Ende doch alles darauf hinaus läuft, daß die Globalisierungskritiker eine »richtige« Partei bilden, oder vielleicht, daß sie eine finden, die ihre Forderungen in den Parlamenten und Institutionen vertritt – daß sich schlußendlich doch wieder alles in den alten Bahnen bewegen muß? Wenn die Protestierer von Seattle, Prag, Göteborg, Genua usw. erst ihren Marsch in und durch die (althergebrachten) Institutionen angetreten haben und sich am Rande von bedeutenden Sitzungen und Konferenzen in Schlips und Anzug über »weißt du noch, damals in Genua...« unterhalten, dann wäre also alles (wieder) in bester Ordnung; oder auch nicht...

ARNDT HOPFMANN

Tanja Busse, Tobias Dürr (Hg.):
Das *neue* Deutschland.
Die Zukunft als Chance,
Aufbau-Verlag Berlin 2003,
328 S. (15,90 €)

Gemeint ist Ostdeutschland. Indem die Herausgeber die Gegend zwischen Elbe und Oder als »das neue Deutschland« titulieren, folgen sie Donald Rumsfeld, welcher glaubt, neben dem alten, traditionalistischen Europa im Osten des Kontinents ein neues, modernes und amerikafreundliches Europa ausmachen zu können. Der zweite, nicht minder wichtige Bezugspunkt ist Wolfgang Engler, welcher in Ostdeutschland das modernere Deutschland sieht und die Ostdeutschen mithin als Avantgarde.

Das Buch vereinigt Beiträge von 23 Autoren aus Ost und West, die sich mit der Frage auseinandersetzen, wie die Lage in den neuen Bundesländern heute, nach dem Ende der Nachwendezeit und dem Beginn tiefgreifender Reformen, einzuschätzen ist. Dabei geht es den Autoren vor allem um die zukunftsweisende Frage, ob und gegebenenfalls wie die Bundesrepublik als Ganzes von den Erfahrungen, die seit 1990 in Ostdeutschland gemacht worden sind, profitieren kann. Die Antworten, die hierauf gegeben werden, fallen sehr unterschiedlich aus, überwiegend jedoch eher skeptisch. So ist von einem »ernüchterten neuen Deutschland nach dem Ende der liebsten Illusionen seiner Bürger in Ost und West« (S. 10) die Rede, von »deindustrialisierten Landschaften«, die man nicht mit »postindustriellen« verwechseln sollte (S. 15), vom »intellektuellen Ausbluten des Ostens« (S. 80), von Ostdeutschland als einer »abgehängten Region« (S. 152), in welcher kein wirtschaftlicher Aufschwung mehr zu erwarten sei, von einer dramatisch schrumpfenden Bevölkerung, von abnehmender Bildung und Kultur, »uncivility« (S. 150) u. a. m. Die Themenfelder, an denen dies exemplifiziert wird, sind sehr verschieden, ebenso die Diktion der einzelnen Beiträge.

Prüft man die einzelnen Aufsätze auf die Frage hin, was der Westen denn nun vom Osten tatsächlich lernen könne, »gerade jetzt

und zu seinem eigenen Nutzen«, wie Matthias Platzeck betont (S. 52), so findet man letztlich wenig Konkretes. Feststellungen wie die, daß »die Strukturanpassung« im Osten längst begonnen habe, im Westen aber noch bevorstehe (S. 58), mögen richtig sein, sie belegen aber noch keinen »Vorsprung« Ostdeutschlands im strukturellen Wandel, geschweige dessen Vorreiterrolle. Eher stehen sie für die Erfahrung, wie schwierig ein solcher Wandel ist und daß er auf keinen Fall allein den Kräften des Marktes überlassen werden darf. Sehr anschaulich beschreibt dies Tobias Dürr in seiner Reportage über Zschornowitz, einem Beispiel erfolgreicher ostdeutscher De-Industrialisierung und postindustrieller Transformation. Er fragt: »Welche neuen Chancen und Perspektiven bietet der Wandel all den wider den eigenen Willen Ausgemusterten der großen Transformation?« Seine realistische Antwort lautet: »Nicht viele.« (S. 76). Da sich die Gesellschaft in einem Umbruch befindet, wird der Westen als »Wirtschaftswunderland« keine Zukunft haben und der Osten in jenem »gelobten Land« niemals ankommen. Niemals! – »Wer in Zukunft noch einmal Wachstum, Wohlstand für viele und eine sozial integrierte Gesellschaft erlangen will, wird völlig andere Wege einschlagen müssen, als jene, die das heute verblichene Wirtschaftswunderland einst so erfolgreich machten« (S. 77). – Aber welche Lehren vermag Ostdeutschland dafür zu erteilen, als halb entvölkertes, intellektuell ausgeblutetes und deindustrialisiertes Land? Thomas Kralinski stellt sich dieser Frage unter demografischem Aspekt. Seine Antworten sind zum Teil sarkastisch. So erblickt er für Ostdeutschland eine Perspektive als »Rentnerparadies«, ähnlich Florida oder Mallorca, bloß ohne Sonne. Buslinien sollten mangels Fahrgästen eingestellt und der öffentliche Nahverkehr auf manchen Strecken auf Taxis umgestellt werden. Überhaupt wird der Osten eine Vorreiterrolle einnehmen, da man hier experimentieren kann, »wie Ärzte in der Peripherie zu halten sind und wie Fahrdienste organisiert werden können, um älteren Menschen das Einkaufieren zu ermöglichen. Neue Möglichkeiten für ältere Bürger wird das Internet bringen... (S. 90 f.). Alexander Thumfahrt unternimmt den Versuch, anhand ausgewählter politischer und sozialer

Phänomene in Ostdeutschland »wahrscheinliche Entwicklungen für die Bundesrepublik Deutschland insgesamt« (S. 137) zu explorieren. Er konzentriert sich dabei auf das Wahlverhalten, die Arbeitsbeziehungen und das Phänomen der »uncivility«. So stellt er zum Beispiel fest, was wir »in Zukunft in der Bundesrepublik Deutschland auf dem Gebiet der Arbeitsverhältnisse erleben werden, sind ostdeutsche Zustände bundesweit.« (S. 149) Auch ostdeutsche Löhne?! Albrecht von Lucke verfolgt die Frage weiter und spitzt sie zu, indem er fragt: »Was hat der Ossi dem Wessi voraus?« – »Eines gewiß«, so die Antwort: »Mit Sicherheit ist der Ossi um einige Enttäuschungen reicher, genauer müßte man wohl sagen: um einige Verlustserfahrungen. Was aber auch bedeutet: um einige Wirklichkeitserfahrungen.« (S. 208) Nun gut, aber Erfahrungen sind nicht übertragbar, die muß jeder selbst am eigenen Leibe »erfahren«. Insofern bleibt den Ostdeutschen nur die Häme, daß es letztlich auch die Westdeutschen erwischt. Ob dies, ökonomisch gesehen, im Westen aber genauso abläuft wie der Strukturwandel im Osten, bleibt zu bezweifeln. Dafür sind die Voraussetzungen, sprich Einkommensverhältnisse und Vermögenspolster, wohl doch allzu verschieden. Ein dies faktisch vorwegnehmend belegender Artikel ist der Aufsatz von Landolf Scherzer. Hierin wird nicht nur der akademische Alltag an einer thüringischen Hochschule sehr eindrucksvoll geschildert, sondern auch das Schicksal eines entlassenen Professors, wie es im Osten tausendfach zu finden ist, im Westen aber schier nicht vorstellbar ist, auch nicht in zwanzig Jahren. Allein dieser Text wiederlegt aufs Anschaulichste die These von der »inneren Einheit« und von der vermeintlichen Rolle der Ostdeutschen als Avantgarde. Sehr erhellend wirkt in diesem Zusammenhang auch die Schilderung der Ostdeutschen als Immigranten, wie sie Toralf Staud vornimmt. Seine These lautet, hätte man 1990 beachtet, daß die Ostdeutschen aus einem »vollkommen anderen Land« kommen als die Westdeutschen, so wäre die deutsche Einheit mit Sicherheit anders verlaufen, »wahrscheinlich erfolgreicher« (S. 266). Die beiden abschließenden Texte des Bandes, die Aufsätze von Alexander Cammann und Detlef Pollak, demonstrieren noch einmal sehr eingängig, in

welchem Maße die bundesdeutsche Gesellschaft heute immer noch eine gespaltene Gesellschaft ist. Dies gilt nicht nur für die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Situation in der Gegenwart, sondern gleichermaßen auch für die Wahrnehmung der Vergangenheit, ein Aspekt, dem im allgemeinen wenig Aufmerksamkeit zuteil wird: »Über die Verhältnisse in der DDR kann man in Deutschland, ohne sich über sie lustig zu machen oder sie zu verdammen, eigentlich nicht reden.« (S. 305) Die Ostdeutschen gelten, obwohl seit 14 Jahren Teil der Bundesrepublik, immer noch als »Fremde«, denen es »schwer fällt, die neue Umgebung zu begreifen, in der sie sich nunmehr befinden, sich in ihr zurechtzufinden und sich ihr anzupassen.« (S. 295) Pollak bedauert es, daß die vielfältigen Kompetenzen der Ostdeutschen, die 1990 zur Nutzung bereitstanden, im Vereinigungsprozeß nicht genutzt worden sind. »Heute stehen sie nicht mehr zur Verfügung.« (S. 304) Insofern ist es inzwischen bereits fraglich, ob die Ostdeutschen für die gesamtdeutsche Zukunft überhaupt noch einen eigenständigen Beitrag leisten können. Deshalb aber ist der Osten keineswegs unwichtig für die gesamtdeutsche Entwicklung. Ganz im Gegenteil. Allen Autoren ist die Überzeugung gemeinsam, »daß die Gegenwart Ostdeutschlands und der Ostdeutschen viel darüber sagt, wie es mit diesem Gemeinwesen insgesamt weitergehen wird.« (S. 11) Das vorliegende Buch bildet vielleicht einen Auftakt zu weiteren, gerade jetzt dringend notwendigen Debatten darüber.

ULRICH BUSCH

Volker Perthes: Geheime Gärten.
Die neue arabische Welt,
Siedler Verlag Berlin 2002,
426 S. (24,00 €)

Wie viele potentielle Leser, die Volker Perthes nicht kennen, mag der Titel des Buches von seinem Kauf abgehalten haben? In wenigen Sätzen (S. 9, 318) erläutert der Autor zwar den Euphemismus, mit dem der frühere marokkanische König Hassan II. seine Gefängnisse als »geheime Gärten« beschrieb, die

sich eine Nachfolgegeneration nun zu öffnen anschickt, aber der Begriff gehört außerhalb Marokkos kaum zum allgemeinen Sprachgebrauch. Ein flüchtiger Blick über die Auslagen in den Buchhandlungen mag den Titel deshalb wohl eher mit arabischer Poesie oder Mystik in Verbindung bringen. Das ist insofern sehr schade, weil mit Perthes' Buch ein Werk vorliegt, das in Deutschland seinesgleichen sucht: es existiert keine fundierte Lagebeschreibung der modernen arabischen Welt, ergänzt und abgerundet mit Personenindex, sinnvollen Karten und Literaturhinweisen, die auf reichlich vierhundert Seiten für ein breiteres Publikum so optimal die Balance zwischen Detailreichtum und Abstraktionsgrad findet. Da stört auch kaum, daß der historische Teil in einem Buch, das sich »Die neue arabische Welt« unternimmt, vielleicht etwas zu lang geraten ist; jeder, der sich auch nur mit Teilaspekten des Themas beschäftigt hat, weiß, wie schwer komplexe Entwicklungen in der arabischen Gegenwart plausibel zu machen sind, ohne die historische Tiefe zu bemühen.

Das Buch gliedert sich in drei Teile bzw. zwei und ein längeres Abschlußkapitel, wobei die Querschnittsteile die Länderkapitel quasi in die Mitte nehmen. Dabei konnten Duplizierungen von Wertungen und Aussagen (z. B. »kalter Friede« zwischen Ägypten und Israel, Generationswechsel, Nahostkonflikt, »Schwarzer September«, US-»Schutzschild« am Golf u. a.) nicht ausbleiben; immerhin widersprechen sie sich nicht, wie in vielen weniger sorgfältig redigierten Werken.

Die übergreifenden Darstellungen des ersten Teils behandeln neben dem historischen Rückblick u. a. so wesentliche Probleme wie die Elemente des Wandels, sozio-ökonomische Entwicklungsdefizite und Chancen sowie die neuen Führungseliten in der arabischen Welt. Viele Leser werden die wohl begründeten Aussagen zu den zentralen Konflikten der Region, dem Wechsel der Ideologien und Generationen sowie dem Auf und Ab des Friedensprozesses zu schätzen wissen. Die Experten unter ihnen werden vor allem die überraschenden Sichtweisen goutieren: die Wahl Israels als entwicklungspolitischer Bezugspunkt angesichts der westlichen Überlegenheit (S. 21), den wissentlichen Export des eigenen islamistischen Untergrunds durch die

Al Sa'ud (S. 24), die häufig größere Ähnlichkeit von Monarchien und Republiken miteinander, als jeweils untereinander (S. 54) oder die Hoffnung auf eine Entwicklungsperspektive des islamistischen *mainstreams* in Richtung auf Funktion und Selbstverständnis europäischer christdemokratischer Parteien (S. 127). Wohl bemerkt, nicht alle Einschätzungen müssen geteilt werden, aber sie sind »frisch« und regen zur Diskussion an. Das gilt auch für die Periodisierung der arabischen Geschichte von den 1940er Jahren bis zur Gegenwart in fünf Phasen (ab S. 28), die angefochten werden kann, aber in sich logisch ist. Leider wirkt sich hier die im gesamten Buch weitgehend fehlende Hierarchie in den Gliederungsebenen besonders störend aus.

Die durchweg lebendig geschriebenen Länderkapitel beginnen mit Ägypten, der *umm ad-dunya*, der »Mutter der (arabischen) Welt« (S. 131-153). Dabei ragt die Beschreibung des Verhältnisses zwischen Präsident Mubarak und den Islamisten ebenso heraus (S. 143 ff.) wie des »Geheimnisses« ägyptischen Überlebens trotz aller »Unkenrufe« (S. 131). »Durchwursteln« ohne Anführungszeichen in einer Zwischenüberschrift verwendet (S. 136), scheint nicht nur ein Stillbruch zu sein, sondern auch eine inhaltliche Kontroverse zu markieren. Anders als Perthes, schreiben viele Spezialisten (u. a. Pawelka) der ägyptischen Regierung spätestens seit dem 2. Golfkrieg doch die feste Absicht und erste Erfolge auf dem Weg zum strukturellen Umbau zu, ohne das »Durchwursteln« gänzlich aufzugeben (S. 138). Im Gegensatz zur strikten Verneinung des Autors, scheint der Ausgang von Wahlen unter Mubarak doch festzustehen (S. 143).

Die Kapitel über Israel und Palästina (S. 154-187), Syrien (S. 188-216), Libanon (S. 217-240) und Jordanien (S. 241-263) gehören zweifellos zu den Höhepunkten des Buches. Trotz des »langen Atems«, der das Buch durchzieht, bleibt nicht verborgen, daß hier die wissenschaftlichen Schwerpunkte des Autors liegen. Das betrifft nicht nur die spannende Darstellung der »verpaßten Friedenschancen« zwischen Israelis und Palästinensern, sondern auch der Person Hafiz al-Assads für die Chancen des Generationswechsels in Syrien (S. 200 ff.), der graduellen Ablösung des Konfessionalismus durch liberal-etatisti-

sche oder militärisch-zivile Trennlinien in Libanon nach dem Friedensabkommen von Ta'if (S. 239), oder des schwierigen Erbes, das der jordanische König Hussein seinem Sohn Abdallah in Gestalt von dauerhafter Finanz- und Wirtschaftsschwäche sowie ungelöster Probleme mit den Bürgern palästinensischen Ursprungs hinterlassen hat (S. 246-257).

Trotz der dramatischen Wende in der irakischen Geschichte seit dem 20. 3. 2003 ändert sich der Gehalt der Aussagen über das Wirken des internationalen Embargos auf die irakische Bevölkerung und seine Instrumentalisierung durch Saddam Hussein nur geringfügig. Auch die Aussagen über Urheber und Profiteure der Umgehung des Embargos (S. 278 f.) bleiben vielsagend. Angesichts der neueren Entwicklung sind die irakische Opposition und die fünf ständigen Mitglieder des UNO-Sicherheitsrates dagegen wohl etwas zu kurz weggekommen (S. 280).

Auch im Kapitel über die Golfmonarchien (S. 287-314) finden sich viele interessante Einschätzungen (Rolle der Frauen in Saudi-Arabien als »Agentinnen« von Veränderung – S. 306) und Fakten (Zahl der wissenschaftlichen Veröffentlichungen hat die Ägyptens überstiegen – S. 288). An dieser Stelle wären aber vertiefende Aussagen über die unterschiedlichen Reformprojekte und den Grad ihrer Realisierung wünschenswert gewesen (S. 302). Außerdem schlichen sich hier sachliche Fehler ein: Die *ikhwan* (Brüder)-Milizen gehen nicht auf Muhammad Ibn Abd al-Wahhab zurück, sondern wurden eigens von Abd al-Aziz Ibn Sa'ud als wesentliches Instrument seines Expansionsvorhabens 1912 geschaffen. Außerdem begann der Prozeß der dritten saudischen Staatsgründung nicht in den 1920er Jahren, sondern im vorausgegangenen Jahrzehnt mit der Eroberung des Shammar-Gebietes und des wichtigen Asir. Die Zerschlagung des Königreichs Hejaz, 1924, markierte sicherlich einen Höhepunkt, keinesfalls jedoch den Beginn des Expansionsprozesses (S. 289).

Hohe Anerkennung verdient auch das Schlußkapitel. Nicht nur, daß hier auf wenigen Seiten (347-368) wesentliche Merkmale der arabischen Welt gekonnt zusammengefaßt werden, auch die Schlußfolgerungen sind bemerkenswert.

HENNER FÜRTIG